



Zeitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins

Postcheckkonto des Hauptvorstandes des R.-G.-V., Adolf Vogel: Breslau Nr. 25 512.

Nr. 9.

Erscheint in monatlichen Nummern

39. Jahrg.

Laufende Nr. 443.

Hirschberg, den 1. September 1919.

Band XV.

1. Berthold Bessenthin (Obernig): Vom Naturgenuss im allgemeinen und vom Genuss der Gebirgsnatur im besonderen.
2. D. Th. Stein (Pirna): Neue Mittheilungen.
3. Dr. Baer (Hirschberg): Eine neue Straße im Riesengebirge.

4. Zu dem Abtutz in die Schneegruben.
- 5! Die Edmund-Braune-Fest in Berlin.
6. Das Adolf-Zelder-Fest in den Hirschberger Abtuzzen mit einem Gedicht von Ulrich Sieger.
7. Dr. Gr. Baderhäuser: Schlesischer Abend.

8. Grüger, Kantor (Wingendorf b. Raudan): Auf dem Riesengebirgsstamm.
9. Der Besuch des Museums.
10. Vorträge auf Nachlieferung von früheren Wanderer-Nummern.
11. Anzeigenteil.

Vom Naturgenuss im allgemeinen und vom Genuss der Gebirgsnatur im besonderen.

Von Berthold Bessenthin (Obernig).

Die Frage, „Was haben wir von der Natur?“ ist schon vielfach aufgeworfen und in der verschiedensten Weise erörtert und beantwortet worden. Gerade bei der unter dem Banner der Wandervereine und vor allen der Gebirgsvereine sich sammelnden Gemeinde der Freunde der Natur läßt sich ein ganz besonderes Interesse für die Erörterung dieser Frage voraussetzen. Eine der schönsten und edelsten Antworten auf die Frage: „Was haben wir von der Natur?“ dürfte sich in einer kürzlich in zweiter Auflage erschienenen Schrift von Johannes Müller finden, des Herausgebers der im Verlag der „Grünen Blätter“ in Elmau erscheinenden „Blätter zur Pflege des persönlichen Lebens“. Die erwähnte Abhandlung ist ein Sonderabdruck aus desselben Verfassers „Wegweiser“, dessen reicher Inhalt auch sonst viel des sehr Beachtenswerten enthält. —

Jedes Jahr, wenn der Frühling kommt, wacht in den Menschen die große Sehnsucht nach der

Natur wieder auf. Wie die Winterstarre von der auflebenden Erde löst sich der Bann unseres naturfremden Wesens und naturfernen Treibens von der Seele. Und wie sich draußen alles mit jungem Grün und frischem Glanze überzieht, so spritzen in uns neue Empfindungen auf, und seltsame Stimmungen werden lebendig, die ihresgleichen nur in dem wundervollen Zauber der erwachenden Natur finden. Was wir aber draußen erleben: Die sonnige Welt, die balsamische Luft, die weißen Frühlingswolken auf dem blauen Himmelsgrunde, der blumige Teppich der Wiesen, der magriline Wald, der Blütenschnee der Fruchtbäume, der plätschernde Bach, der jubelnde Gesang der Vögel — alles das befriedigt nicht unsere Sehnsucht, so sehr es uns erquickt, sondern steigert sie nur. Die Menschen bringen ihre Sehnsucht nur gesteigert von ihren Ausflügen wieder heim. Sie werden unruhig hinter ihren Mauern und haften jeden freien Augenblick hinaus in die Luft, in die Sonne, in die Wälder, Felder, Wiesen und Gewässer, bis sie es nicht mehr aushalten, sondern wenn es irgend geht, die Last ihres ganzen Daseins abschütteln,

um wenigstens einmal im Jahre eine kurze Zeit Mensch zu sein in der herrlichen Natur. Sie und da in ihrer reinen Luft tief aufzuatmen, genügt ihnen nicht. Sie möchten einmal aus der Fremde zur erquickenden Rast in der Heimat ihres Lebens einkehren. — So lange wir den Sinn eines Instinkts nicht begreifen, vereiteln wir ihn, wenn wir ihm folgen, so sehr wir ihn scheinbar befriedigen. Ein drastisches Beispiel für diesen allgemeinen Satz sind die Millionen Menschen, die von dem ungestümen Drange nach der Natur erfaßt, nur den einen Wunsch haben, einige Zeit ganz in ihr aufgehen zu können. An gutem Willen fehlt es ihnen gewiß nicht. Sie stürzen sich förmlich kopfüber in die Natur hinein. Und doch bleiben sie ihr fremd und fern, weil sie nicht auf sie einzugehen wissen. Sie werden nicht naturgemäß, sondern bleiben naturwidrig, auch in der Natur. Außerlich und innerlich fehlt ihnen die Kongenialität, ohne die es keine innere Fühlung gibt. — Nicht zu reden von den städtischen Barbaren, die ihre Naturfreude im Värm der Ausgelassenheit, in willkürlichen Ubernheiten und in affektiert natürlichem Wesen von sich geben, das zwiefach unnatürlich ist, die in ihrer Rohheit und Stumpfheit der Schrecken aller Naturfreunde sind und von den Naturmenschen geradezu als auch die Natur verunreinigendes Ungeziefer empfunden werden, es sei nur an die unzähligen Liebhaber der Natur gedacht, die sich in ihr herumtreiben und breit machen, die sich in ihr zur Geltung bringen wollen, als käme es darauf an, daß sie auf die Natur Eindruck machen und nicht viel mehr umgekehrt, an alle diese, die in Sitte, Kleidung, Gewohnheiten und Ansprüchen die Stadt mit aufs Land bringen und sich damit den Züngrunnen verderben, in dem sie gesunden wollen und so sich um allen Segen bringen. Denn die Kulturhaut, die sie nicht auszuziehen vermögen, macht sie unempfindlich für das verborgene Leben der Natur, und ihre städtische Atmosphäre verhindert sie mit ihr vertraut und einig zu werden. Nur gewaltige, wie Schläge wirkende Gebilde machen Eindruck auf sie. Nur die auffälligen Sehenswürdigkeiten wecken flüchtige Aufmerksamkeit. Aber alles, was sie anschauen, bleibt ihnen ein fremdartiges Ungeheuer oder eine seltsame Merkwürdigkeit. Sie alle haben gar keine Ahnung, was man von der Natur haben kann. Sie finden darin höchstens eine körperliche Erholung durch die frische Luft und die viele Bewegung und eine geistige Erfrischung durch die Abwechslung des Landlebens. Aber die eigentlichen Lebensquellen der Natur bleiben ihnen verborgen. Wer die finden will, der muß sich vor allem mit gesammeltem und aufmerksamem Sinn der Natur ganz hingeben, einsam und schweigend sich in sie versenken, mit allen Fühlern seines Geistes sich an ihr festsaugen, sich von ihrer Ruhe durchdringen, von ihrer Schönheit überschauern und von ihrer Größe erfüllen lassen, d. h. ganz Empfänglichkeit werden und ihrer Offenbarungen warten. Nur so kommt man ihr nahe und wird ihrer inne. Wer mit zerstreutem Sinn nur an ihr herumgreift oder von Anstrengungen

erschöpft sie mit müdem Augenblick anstiert oder nur ihre geographischen Einzelheiten mustert oder mit überlegener Sachkenntnis ihre einzelnen Schönheiten kritisiert, wer sie in Gedanken schildert oder anderen anpreist, dem bleibt sie unnahbar. — Wer von der Natur etwas haben will, der muß ihr innerlich ähnlich werden. Das gelingt nur den Einfachen und Unmittelbaren. Wer Fühlung mit der Natur gewinnen will, der muß alles, was und wie er sonst lebt, dahinten lassen, seine ganze Lebenskultur wie ein Gewand auszuziehen und in seiner nackten Menschlichkeit bei ihr einkehren, wie ein Mensch nach furchtbarem Kampf ums Dasein und gewaltigen Abenteuern einmal zu kurzer Rast in die Arme seiner Mutter flüchtet. Wer der Natur so naht, der findet mehr bei ihr als in den Armen der Mutter. — — — — —

Diesen allgemeinen, in ihren wesentlichen Punkten hier in kurzem Auszug wiedergegebenen Ausführungen des Verfassers reihen sich besondere, die Lösung der Frage behandelnde Abschnitte an, die sich auf die heilende Wirkung der Natur, auf ihre geistige Anregung und bildende Kraft, und auf die Natur als Lehrmeisterin des Lebens beziehen. So wertvoll auch alle diese Erörterungen sind, so kann hier darauf nicht näher eingegangen werden, da nicht nur die Frage vom Naturgenuß im allgemeinen, sondern vor allem auch die vom Genuß der Gebirgsnatur im besonderen uns beschäftigt. Für diesen zweiten Teil finden wir überaus interessante Streiflichter in einer im Verlag von Max Spohr (Leipzig) erschienenen Broschüre von Dr. Norbert Grabowsky mit dem etwas länglichen Titel: „Der Naturgenuß und sein Wesen. Ein Hilfsbüchlein für Freunde der schönen Natur, diese in tieferer Erkenntnis ihres Wesens zu genießen, nebst Bemerkungen über geistigen Gewinn aus dem Naturhäßlichen.“ — Dr. Norbert Grabowsky ist ein sehr vielseitiger Schriftsteller, der außer vielen Beiträgen für die eigentliche Fachliteratur (er ist Arzt) über die verschiedensten Dinge geschrieben hat.

Zu seinen Schriften gehören u. a., um nur einige herauszugreifen: „Das Elend der Menschheit, sein eigentlicher Grund und Zweck, zum ersten Mal aufgeheilt. Ein Trostbuch für alle, die im Elende sind. Zugleich ein unentbehrliches Handbuch für jeden, der sich mit den sozialen Fragen beschäftigt.“

„Kant, Schopenhauer und Dr. Grabowsky oder wie das deutsche Volk dem Philosophen dankt, der vollendet hat, was Kant und Schopenhauer vergebens erstrebten.“

„Die Lösung der Welträtsel.“

„Die Widerfönnigkeit und Schädlichkeit des Vegetarismus.“

„Dr. Norbert Grabowskys Lehren und Entdeckungen sowie ihre reformatorische Bedeutung für Religion und Wissenschaft.“

„Fünf Jahrtausende Sehnsucht nach Erkenntnis der großen Daseinsrätselfragen und die Erfüllung in der Gegenwart. Eine Erläuterung der bahnbrechenden Entdeckungen des Autors nebst biogra-

phischen Notizen, sowie Schilderung der Aufnahme, die seinem Lehrer bis jetzt zu Teil ward."

"Wider den Tabak! Das Tabakrauchen und sein Einfluß auf die körperliche und geistige Entartung der modernen Menschheit. Zugleich mit positiven Vorschlägen, wie man es anfangen soll, sich der Tabakleidenschaft zu entziehen."

"Wider die Musik! Die gegenwärtige Musiksucht und ihre unheilvollen Wirkungen. Zugleich ein Nachweis der geringwertigen oder ganz mangelnden Bedeutung, welche die Musik als Kunst wie als bildendes Element in Anspruch nehmen kann. Ein Buch geschrieben zum Zwecke wahrer Bildung und Gesittung und bestimmt für alle Kreise des Volkes."

Dr. Grabowsky behandelt auch die Frage des Naturgenusses und seines Wesens in streng philosophischer Form. Nach seiner Auffassung liegen den Bildern der Natur Ideen von uns zu Grunde, die zunächst mehr unbewußt von uns gefühlt werden und bei denen es gilt, daß man sich ihrer bewußt werde. Um die Frage zu beantworten, was das für Ideen sind, die einem schönen Naturbilde zu Grunde liegen, geht er praktisch mitten auf die Sache ein. Er steht gern auf einem hohen Berge. Tief unter sich sieht man das alltägliche Leben. Er sagt: "Ist es nicht so, wie wenn man das höhere innere Leben, die lebendige Gott- und Jenseitsüberzeugung und damit den inneren Frieden erreicht hat und tief unter sich das Alltagsleben des lediglich in äußeren Zielen Verstrickten schaut? Schon hieraus läßt sich beantworten, was es denn für eine Idee ist, auf Grund deren wir ein Naturbild als schön erfassen. Jedes schöne Naturbild gibt uns ein Abbild unseres höheren Innenlebens, verkörpert eine Idee unserer höheren Bestimmung." Das Erhabene in der Natur, zu dem das Meer, die weite dem Horizont offene Heide und hohe Bergkolosse zählen, nennt der Verfasser jene Schönheit, die uns zu höherer Harmonie führt, als sie das Irdisch-Schöne bietet, zu höherer Harmonie, als sie auf Erden möglich ist. Das Emporstreben der Felsen ist ihm ein Sinnbild unseres Emporstrebens zur Höhe, zum Dichte, ein sich Abheben vom Niedrig-Irdischen. "Wie erhebt insbesondere die Felsen-Einsamkeit. Sie erinnert an das Erhabene der Einsamkeit des Menschen, wenn er ferne von dem niederen Treiben des Lebens sich mit den höchsten Ideen beschäftigt; diese Ideen werden hier versinnbildlicht durch die hohen Felsengestaltungen. Besonders erhaben wirken hohe Felsen, wenn man nicht zugleich einen Blick auf ebene Wiesen hat. Je höher der Wanderer steigt, um so mehr gleichen sich für seinen Blick ins Weite die Gegenätze von Berg und Tal aus. Wer auf der Spitze eines Berges steht, dem erscheinen die gegenüberliegenden hohen Felsen nicht mehr so hoch, als wenn er sich etwa in der Mitte zwischen Fuß und Gipfel des Berges befindet, daher pflegt auf halber Höhe eines Gebirgszuges der Blick ins Tal meist wohl am malerischsten zu sein. Steht man auf halber Höhe eines Gebirgszuges, so ermittelt man eben die Höhe des Gebirges und die Tiefe unter sich gleicherweise,

man vereinigt lebendiger Höhe und Tiefe. In alledem zeigt sich der Gedanke, daß wir die Höhen und Tiefen des Lebens zu durchmessen haben, wenn wir das ganze Leben recht erfassen wollen. Wir müssen also Lust und Leid kennen, Erhebung und Glend; wer nur die Erhebung kennt, dem ist ein Teil des Gesamtlebens verschlossen. So erklärt es sich auch, warum Leute, die immer vom Glück begünstigt gewesen, meist so wenig vertieft sind; warum überhaupt Reiche oft so wenig vertieft sind. Wer auf den Höhen der Menschheit wandelt, darf nicht kalt und stolz auf der Höhe bleiben. Er muß auch zur Niedrigkeit herabsteigen, um der Niedrigkeit aufzuhelfen.

Auch diesem geistigen Verhältnis entspricht es in der Natur, daß man eine schöne Landschaft nicht voll genießt, wenn man immer auf der höchsten Höhe bleibt. Eine Landschaft wirkt erst dann recht malerisch, wenn der Horizont durch Bergzüge abgeschlossen ist; hingegen ist das Bild wenig schön, wenn der Horizont lediglich eine flache Ebene aufweist. Wandert man im tiefen, dunklen Tale, über sich das Licht des Himmels, so ist es, wie wenn man die Niederungen des Lebens durchwandelt, aber getröstet wird durch den Ausblick auf das Göttliche. Schöner als im Tal wandeln ist es fast immer, über dem Tal zu wandern mit freiem Blick auf die Talfläche. Wie es auch im Leben schöner ist, auf der Höhe der Erkenntnis zu wandeln, als in den Tiefen des Nichterkennens. Freilich muß man, um vom Tal aus auf die Höhe zu gelangen, zuvor im Tale gewesen sein, man muß, um die Höhen des Lebens zu kennen, auch ihre Niederungen kennen, und ferner bedarf es der Mühe des Emporklimmens, des Fortschreitens zu Höherem. Erkenntnis gibts nicht ohne Leid und eine gewisse Entsagung vom Niederen. Bequemer mag's ja sein im Tale zu bleiben als nach oben aufzusteigen. Ähnlich bequemer im alltäglichen Leben zu verharren, als die Höhen der Erkenntnis aufzusuchen. Aber das Bequemste ist nicht das Herrlichste." — Das alles wissen nach weiteren Ausführungen, wie der Verfasser hervorhebt, viele Bergwanderer nicht. Auf ihrer Reise haben sie als wesentliches Ziel nur im Auge, diese und jene berühmten hohen Aussichtspunkte zu erklimmen. Und so wird nun darauf losmarschiert, ohne daß man sich am Wege viel umblickt. Am Ziele angelangt, ein mehr oder weniger flüchtiger Blick auf die Gegend; damit erschöpft sich hier häufig der ganze Naturgenuß. Wahre Naturwanderung aber bedeutet nicht sowohl erst am Ziele die schöne Natur aufzusuchen, sondern vielmehr während der ganzen Wanderung. Denn oft bietet der Punkt am Ziele, wenn es ein Berg von größerer Höhe ist, nicht im einzelnen so malerische Blicke, als so mancher Punkt am Wege. Es gibt viele hohe Berge, die in der Regel nur bestiegen werden, weil sie als die höchsten Ruppen eines Gebirges gelten, während man andere etwas niedere unbeachtet läßt, obwohl diese an malerisch Schönem vielfach durchaus mehr bieten. Diese allgemeine Bemerkung wird auf das Riesengebirge im besonderen angewendet. Die Schneekoppe besucht

wohl fast jeder Riesengebirgstourist. Wie viele von jenen Zehn- und Hunderttausenden Schneekoppenbesuchern werden den hervorragend herrlich malerischen Ausblick von den allerdings nur 1300 m hohen Felsmassen des Vogelsteins genossen haben?!

D. Th. Stein (Pirna): **Neue Rübzahl-Dichtungen.** Hatte überhaupt schon jemals einer in Schlesien den „Alten vom Berge“ mit den Augen des Dichters um und um betrachtet, ihm mit einem festen deutschen Händedruck Kameradschaft angeboten und einen gründlichen tiefen Blick in sein Innerstes hinab getan? Paul Keller in seinem „Besten Märchen“ hat es nebenher einmal versucht, aber das Bild, das er entwarf, war wohl groß, edel, dichterisch gewaltig, nur eines nicht — eben der Rübzahl der schlesischen Berge, sondern eine Idealgestalt, die von Bodenständigem nichts oder nicht viel an sich hatte. Manch wackerer Verschnitten hat auch sonst noch unseren Rübzahl angeblickt, sogar oft in recht guten Versen, und manches hübsche Wort ruht in diesem Poesiealbum des Bergheeren verborgen, bei dem der Geist sicher erfreut geschmunzelt haben wird über soviel Liebe und Zuneigung des Menschen-ge-schlechts. . . . Sonst aber schien es, als fasse man bei uns den Berggeist literarisch nur als Staffage, als eine Art Bühnendekoration für allerlei talmenschliches Erleben, als Einrichtungsgegenstand etwa, wie die Weiße Frau der Hohenzollernschloßer, als Fetisch schließlich für pfiffige Fremdenführer, die sich auf den Ritzel des abenteuerlustigen Wanderertums von der oberflächlich naschenden Sorte verstanden. Der Rübzahl war ein Ladenaushängeschild, ein Marktstreuerstückchen geworden, bestenfalls aber ein allzu eingewohnter Hausgeist, um den man sich nicht weiter viel kümmert. Sein Symbolum hängt an der Wand und damit holla! Ein Wesens darüber zu machen, lohnt nicht weiter, kennt ihn doch vermeintlich jeder wie seine Tasche. Höchstens widmet man ihm einmal ein paar herkömmlich huldigende Knize und Beileugungen, streut ihm ein bißchen Weihrauch, mehr im Scherz, mit feierlicher Ziererei, als so recht aus des Herzens tiefem Bedürfnis heraus und hält damit vorzusagen die Kulturpflichten und Gebürche für erfüllt. Mit einem Worte: es gab sich niemand bei uns die Mühe, den Geist Rübzahl's zu suchen, um es sachlich auszudrücken: ihn zur schlesischen Eigenart in feste, tiefverwurzelte Beziehungen zu setzen. Das war unstreitig ein Mangel unseres heimatischen dichterischen Schaffens. Denn gab es wohl ein bodenständigeres, kostbarer poe-tisches Motiv, etwas, das mehr zu der ganzen Weiße des schlesischen Gebirges paßte, etwas, das heimatschtere Töne im Herzen anklingen ließe, als den knorrigen, polternden, urgewaltigen Herrn der Berge? Ich wenigstens kann mir, wenn ich schon nach einem vollgültigen Wahrzeichen (nicht nur einem im äußerlichen, sondern im Wesenssinne) für unsere heimatische Vergleichenart suchen soll, kein besseres denken, als diese aus dem Leben der Gebirgsleute selbst herausentwickelte Gestalt. Ja, ich müßte kaum ein deutsches Land zu nennen, das eines so ausgeprägten Volks-symbols in Gestalt eines solchen weitberühmten Geistes sich rühmen könnte, wie gerade unsere schlesische Bergheimat. Wenn ich hier von „Dichtungen“ spreche, so ist nicht die bloße Umgiebung von Rübzahl-Volksagen in eine höhere dichterische Form gemeint. Daran mangelt es gerade bei uns in Schlesien nicht, obwohl man den Sinn solch ge-arteten Schaffens oft nicht recht einzusehen vermag. Uns ist wohl allgemein eine schlichte, knappe, aber gut gestaltende Volkserzählerweise lieber, als wortschwelgendes Drumherumgerede. Dieses bloße Nachschaffen alten Volks-gutes ist weit entfernt von dem Begriff der Rübzahl-dichtung, ja es entfremdet uns ihm eigentlich sogar, einmal, weil es in seiner Versteiegenheit der Form doch niemals wahrhaft volkstümlich im guten Sinne werden kann, zum andern, weil es eben den inneren Gehalt des Rübzahl-Symbols nicht aus sich heraus weiter zu ent-wickeln vermag. Solches Nachschaffen beschränkt sich in der Hauptsache auf die vorhandenen Charakterzüge, die es höchstens noch künstlich verknüpft und ausmalte. Damit ist uns nicht gedient. Wir brauchen eine Heimatdichtung, die — wenn sie auch nicht gerade den Dialekt verwendet,

in ihrer Sprache zwar kraft- und saftvoll, eigenartig, mächtig, bildhaft, aber bei alledem schlicht, klar, unmiß-verständlich, mit einem Worte, vornehm volkstümlich sein muß. Diese Forderung gilt natürlich nicht nur für Schlesien. Sie ist deutschvölkisch im allgemeinen und ihre Erfüllung wächst anderwärts den Menschenkindern bereits mit lachen-den Frühlingsblüten üppig in die Fenster, daß sie fast vom Schreibtisch aus das Gesicht in dem köstlichen Blütenmeere bergen können. Bei uns verlor man sich bisher immer noch zu sehr in der Froschperspektive. Es fehlte der große Zug ins Allgemeingültige, den auch die Heimatliteratur im räumlich begrenzten Sinne haben muß, wenn sie eben literarischen Vollwert haben will. Es ließe sich hier eine lange Betrachtung über Heimatliteratur, ihren Wert oder Unwert anschließen. Das muß aber natürlich vermieden werden. Nur von Rübzahl soll ja die Rede sein. Viel-leicht, daß die geistige Ausreifung des Rübzahl-Symbols in uns Schlesien jetzt erst beginnt. Sehen wir es einmal so an. Dann aber ist Eberhard König, ein Grünberger, also „Tiefeländer“ von Geburt, sicher der erste von uns Schlesien, der dieser Vollreife der Rübzahlgestalt den rechten bodenwüchsigen schöpferischen Ausdruck gegeben hat. Seine Dichtungen sind etwas ganz Neuartiges. Sie zeigen uns den Geist des Riesengebirges in einem echt schlesischen, durch das hohe Vermögen des Dichters stets ungemein an-heimelnden und interessanten Lichte, ganz abgesehen davon, daß sie auch rein stofflich ein Neues bedeuten. Es handelt sich um die beiden Werke Eberhard Königs „Rübzahl und der Sackpfeifer von Reize“, eine Dichtung, zu der Hans Sommer die Musik geschrieben hat, und die Propaphantastie „Wenn der alte Fritz gewußt hätte“. Eigentlich ist nur die letztere Dichtung neu im chronologischen Sinne (erschien zu Ende 1917), während die erstere erheblich älteren Ursprungs ist. Gemeinsam haben beide, daß sie gerade in Schlesien, von dessen Berg-herlichkeit sie sagen, noch so unbekannt und unbeachtet wie möglich sind. Die Gründe dafür sind die gleichen wie für den sonstigen Mangel an öffentlicher Anerkennung der Werke Königs. Sie nennen, hieße literarkritische Meinungs-streitigkeiten ans Licht ziehen, die nicht hierher gehören und auch nicht in der klaren Heimatluft der schlesischen Berge gedeihen könnten. Nur soviel darüber, daß nicht dichterische Kraft oder Unkraft, sondern „die ganze Richtung“, das ausgesprochene Deutschtum Königs nämlich, eine leider im heutigen Deutschland immer noch sehr einflußreiche Gegner-schaft gefunden haben, die sein Schaffen buchstäblich tot-schweigend. Hier gelten solche „Gründe“ gottlob nicht und darum bedarf es für eine Würdigung Königs keinerlei Entschuldigung. Wir dürfen ihn nehmen wie er ist, wann ich auch garnicht leugnen mag, daß ich über sein Schlesien-tum seine allgemeinvölkische Dichterbedeutung durchaus gestellt wissen möchte. Umsonst, als König seine tiefste Kraft für alle seine Schöpfungen aus dem Boden seiner Heimat und vor allem aus dem des Riesengebirges gezogen hat. Den Beweis für diese Behauptung kann freilich nur eine allseitige Betrachtung seines Schaffens erbringen, die mir im Rahmen dieses Aufsatzes natürlich versagt bleiben muß. Indessen wird manches Licht auch schon hier auf diese Tatsache fallen. Das Singspiel „Rübzahl und der Sackpfeifer von Reize“ ist nun freilich mehr eine „Zweckarbeit“, ist als solche zu sehr auf die musikalische Untermauerung und ihre ergänzenden Werte eingestellt, um schon ein klares Bild der ganzen Künstlerschaft Königs geben zu können. Es war wohl auch sein erster Versuch an heimatischen Vorbürfen. Die feinere Charakterisierung und eine volle Ausprägung des dichterischen Grund-gedankens gehen ihm dabei noch ab. Das läßt bei aller sprachlichen Schönheit und dramatischen Kraft der Hand-lung das ganze Werk oft etwas sentimental-verschwommen erscheinen. Einzelne Gestalten bleiben Schattenhaft, anderen fehlt es an logischer Entwicklung. Dramatisch genommen ist eigentlich der Rübzahl auch nicht allein der Feind der Dichtung. Neben ihm steht der Tyrann und (etwas un-motivierte) Menschenverächter Buto, der „Henker von Reize“. In vier sehr kurzen Aufzügen, die von dichterischem „Sturm und Drang“ noch oft genug Zeugnis ablegen, preßt sich ein seltsames Spiel zusammen, ballen sich die Felsblöcke dramatischen Geschehens etwas gar zu eng aufeinander. Daß das Ganze schließlich doch den Eindruck der Geschlossen-

heit macht, ist Verdienst einer suggestiven Kraft, die Königs Sprache beflügelt und forttreibend macht. Einen Abriß der Handlung zu geben, will ich vermeiden. Nur die Zeichnung der Rübezahlgestalt ist ja hier das Wesentliche. Wer die Dichtung sonst näher kennen lernen will, mag sie lesen. Die Einführung des Berggeistes in die Handlung ist erfüllt von Märchenzauber, wenn auch mehr allgemeiner Art. Noch klingt die heimatische Note nicht gleich darin an. Wie Wido, der Künstler und Führer, der den Vogt Buto hassenden Bürgerschaft den Berggeist zu Hilfe ruft, das ist immerhin bereits von großer Schönheit:

Uralte Vieder mein Haupt umrauschen
Mit seltsam süßer, schauriger Kunde,
Als tüt ich kindlich der Mutter lauschen
Zur märchenheimlichen Abendstunde!
Die Mutter — sie nannt' mich ein Sonntagskind
Und der Alte — ich fühls, ist mir hold gesinnt!
Ja, weiß ein Menschenkind nicht aus noch ein,
Trägt's gläubig seine hoffnungslose Pein
Hinauf in der Berge Schweigen
Und gibt sich ihm zu eigen!

Hier ist eine jener zahlreichen Stellen des Spieles, die ein wenig an ungenügender innerer Motivierung leiden, da man aus dem bisherigen gar nichts über Beziehungen Widos zur Welt des Berggeistes ahnen konnte. Wido fährt dann fort:

Ich glaub' so gern, daß er es war,
Der droben meinen Fuß bewacht,
In Wetterunstill, Wolkennacht,
In pfadloser Wildnis Gefahr!
Ich glaub' so gern, daß er es war,
Der Herz und Auge mir erschloß:
Daß ich ermaß, wie heilig groß
Sein stilles Reich, wie wunderbar!

Hilf, so Du's je getan!
Hoher, steige zu Tal!
Berggeist gestrenger Richter,
Wuchernden Frevels Vernichter, —
Rübezahl!

Das ist alles aber auch noch etwas herkömmlich. Es klingt schon ganz anders und weit echter, wenn der dergestalt zitierte Berggeist nun den struppigen Kopf zum Fenster hereinsteckt und derb daherpölkert:

Hallo, hallo, was greint denn das Jüngel?
Quält ihn der Vogt auch, der freche Schlingel?
Ein bißel Ungemach?
Ein bißel Herzensnot?
Ein bißel Ach und Krach?
Vielleicht ein bißel Tod?
Kommt Ihr denn nie zu Vernunft und Sinn?
Das tobt und zappelt und strampelt und schreit,
Als wär ihr Leben 'ne Ewigkeit,
Und eh' man bis drei zählt —
Schwupp — sind sie hin!
Ein ewiger Lärm in der Kinderstube!
Ist Dir 's Spielzeug zerbrochen,
Du kleiner Bube?

Hier spricht schon ganz jener knorrig, bergharte, urkräftspottgefärrigte Geist, der uns dann aus Königs zweitem Rübezahlbuche so herzerfrischend entgegenspricht. Rübezahl führt sich höchstselbst als ein wandernder Dudelsackpfeifer ein. Durch die angenommene Haut guckt aber fortwährend die ungebändigte, um Menichengewimmer und -Gejammer, um all das kleine Alltagsgetriebe im Tal sich nicht scherende Erdgeisternatur durch. So wenn er den verschwürungs- und volksfreiheitseiligen Wido urderb anlacht:

Du dummer Kerl!
Die Zeit geht ihren tollen Gang
Auch ohne Dich!
Geh Du den Deinen!
Wido, wach auf!

Und an anderer Stelle:

Du, laß den ungetreuen Haufen!
Laß die andren Buben rausen!
Nicht bei jeder Prügelei sein —
's geht auch ohne Dein Dabeisein!

Da ist's, als wolle er Wido emporheben zur Betrachtungsfühle seines eigenen Gesichtsfreies. Und tuts doch nur,

weil er das Menschenkind vor ihm, den jungen, feuerblutbeschwungenen Künstler, so recht menschenhaft lieb hat, weil er in ihm eine zwar völlig menschlich fühlende, aber im Geiste verwandte Seele wittert. Er will sie freilich nicht Wort haben, diese Liebe und spottet selber weidlich darüber. Aber auch von ihm gilt, was der Chor der zur Hilfe für die Stadt herbeigeführten Gebirgsleute singt:

„Droben in Rübezahls heiligem Reich,
Da schlagen die Herzen so stark und so weich,
Da ist nicht Raum für Hagler und Reib,
Ist Nachbar dem Nachbar zu helfen bereit!“

Echt schlesische Art ist es, die in dem Charakterbilde dieses Rübezahls beschlossen liegt. Aber vor allem auch eine Art, bei aller Derbheit königlich frei, dem Böbelhaufen abhold, die es innerlich mehr mit den zwar gewalttamen, aber zum Herrschen und zur Geltung geborenen Naturen hält, wie der Vogt Buto eine ist. Dieser Tyrann von Reize ist eine Gestalt der Dichtung, die bei aller ursprünglichen prächtigen Anlage später ganz unbegründet absfällt und ins rein Gewalttätische, Wildverbitterte, Nurbrutale umschlägt. König hat ihn wohl ein wenig dem Berggeist ebenbürtig gestalten wollen, fand aber keinen rechten Platz zur genügenden Charakterzeichnung.

„Mein Adler in seinen Traum ihm schrie,
Da packt ihn das Bergweh so wild, wie nie,
Da entbraunte sein Herz nach der Einsamkeit,
Männlicher Lust und kühnem Gejaß.
Da griff er zum Speer, da griff er zum Bogen,
Da war er bezaubert hinausgezogen
Durch die hangenden Nebel, er wuzte nicht viel!“

So spricht Rübezahl selbst von Buto. Und voll bitteren Hohnes bald darauf von dem Beherrschten, dem „Pac“, der „Dreierware“.

Wie das tobt und prahlt und brüllt,
Jeder Lump ein Held sich fühlt!
Kind, den Böbel nimmst Du ernst?
Daß Du 's nur nicht besser lernst!

Seine Zauberpfeife bannt gleich darauf die Menge, die sich wüßt gegen den ihr eben noch als Führer dienenden Wido aufbäumt, läßt sie wie einst das Horn Oberons die wildgewordenen Mauren tanzen, tanzen, bis sie leuchtend zusammenbrechen. Aber dann kommt die köstliche Szene, wo der Zauberpfeifer selber den Stadtvogt aufsucht. Sie ist das Beste, Ursprünglichste an dem Stücke. Dieses sich Aufgleichungstellen mit dem Stadtbeherrscher, dem der Wächtdünkel doch gewaltig im Nacken sitzt, dieses erdgeistlich Unbekümmerte im Verkehr, der derbe, überlegene Humor, der aus jedem Worte des angeblichen Pfeifers guckt und dazwischen das unvermerkte, urplötzliche Hineinwachsen der Pfeifergestalt ins Gewaltige, Dämonische — das sind Stellen von packendster Kraft der Schilderung. So wenn Rübezahl, der unscheinbare, gekrümmte alte Pfeifer, sich plötzlich emporreckt auf die Frage Wutos:

„Sprich, Alter, gebat Dich unser Land?“

und antwortet:

„Narr! —
Frag doch den Sturmwind, wo er geboren,
Der droben über die Klämme pfeift,
Wolkenweiber an den Haaren schleift,
Euch mit e'gen Fäusten reißt die Ohren!
Ich bin und war! Ich bin so alt,
Wie droben des Bergwaldes rauschender Wald;
Der Bergwald droben so alt wie ich!
Der Adler in Lüften, der kennet mich;
Grüßt mich mit heißerem Schrei,
Wenn über Schroffen uralten Granits
Jauchzend der Alte, wiegenden Tritts,
Wandelt königlich frei! —
Wenn ich die Schluchten niederwärts glette,
Nieder zur Schnee-grube Felsblöcke reite,
Daß mich die Steine prasselnd umspringen,
Stürzende Wasser Bravo mir singen!
Hoch oben rast' ich nach stürmender Fahrt,
Steh auf dem Kämme mit fliegendem Bart,
Greif in die Wolken, haß' sie zusammen,
Daß sie sich blähen, schwarzbäuchige Drachen,
Dann mit der Faust aus dem schwefeligen Rachen
Reiß ich die knatternden Flammen!“

Wie der vermeintliche Pfeifer dann, ins Gefängnis geworfen, lachend scheinbar stirbt und durch die dämonische Gewalt seiner Persönlichkeit den Vogt nächstens zu sich auf den Friedhof zieht, wo die aus den Gräbern sich erhebenden Opfer seiner Grausamkeit den Tyrannen mit Geisterkraft zu Boden schmettern, wie der schlesische geheimnisvolle Pfeifer selbst aus der Gruft aufsteht und stumm-schauerlich Gericht hält, das ist von erschütternder Wirkung, ebenso der Abschied Rübezahls:

Nun deckt wohl dieser Stunde Mondensfrieden
Mit kühlter Klarheit meiner Heimat Hüh'n.
Ich kehre heim! Mit Adlerflug
Fliegt meine Sehnsucht mir voran
Ins Reich der Stille,
Wo der Sturm allein
Den Felsengreisen uralte Lieder
Von ewigen Dingen singt.

(Zu den Menschen.)

Lebt wohl! Euch fand ich wie vor tausend Jahren,
Und Lehr ich wieder einst nach abertausend,
So find ich Arme euch wie heut, wie je:
Nie hebt der Nebel sich vom Menschengal
Des Jrrsals und der selbstgeschaffnen Qual!

Bei der Gesamt-Beurteilung dieses Werkes darf man, wie gesagt, keinesfalls vergessen, daß, wie schon gesagt, diese wichtigen Berie leider nicht um ihrer selbst willen dastehen, sondern der Musik dienen. Ich kenne diese nicht, weiß also auch nicht, ob sie Königs Kunst kongenial ist.

(Schluß folgt.)

Dr. Baer (Hirschberg): Eine neue Straße im Riesengebirge. Der Weg ist vielleicht das erste Zeichen menschlicher Kultur. Sobald Nomadenfamilien das Bedürfnis fühlten, sich zu Schutz und Trutz aneinander zu schließen, entstand zwischen ihnen ein Weg, und zwar immer mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit. Denn er folgt derjenigen Linie, auf der die geringsten Schwierigkeiten zu überwinden waren. Natürlich lagen in der Ebene die Verhältnisse für die Fortbewegung am günstigsten; hier kamen ja fast nur die Reibungs- und Luftwiderstände in Betracht. Aber im Gebirge macht sich auch die Schwerkraft geltend, und deswegen wurden starke Bodenerhebungen lange Zeit für unübersteigliche Hindernisse gehalten, für Schutzwälle und Grenzen der Völker.

Heutzutage ist dieser Standpunkt überwunden. Es gibt keinen Gipfel mehr, auf den nicht der Mensch seinen Fuß zu setzen oder sogar einen Schienenweg zu treiben vermöchte. Die ungeheuren Fortschritte auf wirtschaftlichem Gebiet, die etwa seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts gemacht sind, verdanken wir hauptsächlich der Anlage von immer neuen Verkehrsstraßen.

Der Norddeutsche neigt leicht zu der Annahme, daß die Ebene die von der Natur gegebene Oberfläche der Erde darstelle. In Wirklichkeit aber hat doch die Rinde unseres Planeten teils beim Erkalten Falten bekommen, teils ist sie später durch vulkanische Kräfte an einzelnen Stellen emporgehoben worden und an anderen eingesunken, so daß sie eigentlich überall voller Runzeln war, die wir Gebirge nennen. Erst das Wasser ist es dann gewesen, das diese Unebenheiten auf manchen Strecken wieder ausgeglichen hat. Die Gegensätze zwischen glatter Ebene und Gebirge auf kleinem Gebiete recht anschaulich zu beobachten, bietet uns der Hirschberger Talleßel gute Gelegenheit. Denn hier stoßen beide Bildungen hart aneinander: aus dem ganz flachen Warmbrunner und Erdmannsdorfer Tal, die durch den Mittelrücken von einander getrennt sind, ragt unmittelbar die steile Abhänge des Riesengebirges auf.

Alle Wege, die aus diesen großen Tälern auf die Höhe führen, sind durch die herabfließenden Wasserläufe vorgezeichnet. Denn das flüssige, nur der Schwerkraft folgende Element hat überall die Bahn der geringsten Widerstände gefunden oder durch seine ausnagende Kraft selbst geschaffen, und so wird auch der Aufstieg zur Höhe an der Seite eines Baches immer der verhältnismäßig leichteste sein. Während aber der Wanderer allenfalls noch Steigungen von 30 Grad bezwingen kann, grenzt es schon an Tierquälerei, wenn Pferde einen selbst wenig beladenen Wagen über ein Gelände von 10 Grad Steigung emporschleppen sollen, und unsere kunstmäßig ausgebauten Berg-

straßen überschreiten daher einen Steigungswinkel von 5 Grad nur im äußersten Notfalle und auf kurze Strecken, während die Hauptstraßen nach der gesetzlichen Vorschrift sogar nur eine Steigung von höchstens $2\frac{1}{2}$ Grad (1:40) d. h. 1 Meter Steigung auf 40 Meter Länge, nehmen dürfen.

In den letzten Jahrzehnten hat sich neben den drei oder vier Hauptlandstraßen, die das Hirschberger Tal mit der großen Welt verbinden, ein ganzes Netz von guten Nebenstraßen entwickelt, die von der Kreishauptstadt fächerförmig nach der hohen Umwallung ausstrahlen. Schon in den vierziger Jahren wurde die schöne Straße am Backen nach Schreiberhau ausgedehnt und bis nach Böhmen weitergeführt. Es folgte naturgemäß die Straße an der Lomnitz über Erdmannsdorf nach Krummhübel, die vor einigen Jahren ihre Fortsetzung bis zur Brodhaude in Brückenberg auf dem Sattel des Mittelrückens erhalten hat. Und so sind jetzt auch Stonsdorf, Agnetendorf, Saalberg, Hain, Wolfshau, Bärndorf, Fischbach, sogar die Grenzbauden durch gut versteinerte Straßen mit dem Talleßel verbunden, nur Seidorf, das lediglich auf Umwegen zu erreichen war, stand bisher als Aschenbrödel zurück und mußte sich mit gelegentlichen Ausbesserungen des alten steilen Dorfweges begnügen.

Und doch hatte in früheren Jahrhunderten, als noch die Schneekoppe mit der Laurentiuskapelle fast als das einzige erstrebenswerte Ziel der Bergwanderer und der Weg über Humpelbaude und Wiesenbaude als Handelsstraße zwischen Schlessien und Böhmen galt, Seidorf die wichtigste Rolle als Durchgangspunkt von Hirschberg und Warmbrunn her gespielt, denn der Mittelrücken, an den es sich anlehnte, bildete ja gleichsam die Treppe, auf der man am bequemsten zum östlichen Ramm emporsteigen konnte. Hier traf man als ersten Ruhepunkt die durch ihren „Guten Brunnen“ zu körperlicher und seelischer Labung einladende Annatapelle, hier die Brodhaude, die damals „Erste“ oder „Krebs-Baude“ hieß, hier winkte erquickende Rast in der Schlingelbaude und weiterhin in der Humpelbaude, über Seidorf führte also der eigentliche „Koppen- oder Schlessierweg“, auf dem unter Umständen auch Reittiere benutzt werden konnten. Seitdem aber das Laboranten- oder Krummhübel leichter zu erreichen war, und von hier aus an den Quellbächen der Lomnitz verschiedene Wege zum Koppenplan hinaufführten, als auch von Seidorf und Hain über die Wabershäuser neue Verbindungen mit der Brodhaude geschaffen wurden, war Seidorf fast ganz außerhalb des Verkehrs gestellt, und selbst heute haben die Fremden noch nicht überall den klappernden Weibstuhl aus den gemüthlichen alten Blockhäusern dieses Ortes verdrängt.

Aber schon vor Ausbruch des Krieges hörte man, daß der Kreis eine neue Kunststraße für Seidorf und sein hochgelegenes Hinterland zu bauen beabsichtige, und wer Lust und Gelegenheit hat, kann sich überzeugen, daß gerade in diesen Sommertagen die letzte Hand an die Fertigstellung des neuen Verkehrsweges gelegt wird.

Ueber seine Geschichte konnte ich durch das überaus freundliche Entgegenkommen des Hirschberger Kreis-Bauamts manche dankenswerte Angaben erhalten. Danach ist die Strecke Seidorf-Hainbergshöhe nur als Teil eines ganzen Straßenzuges gedacht, der in möglichst kurzer Linie Hirschberg mit dem Ostflügel des Hochgebirges verbinden soll. Bis Ober-Stonsdorf ist diese Straße schon vorhanden, von da bis Seidorf hat der Bau bereits begonnen. Diese Strecke bis zur Einmündung in die Seidorfer Dorfstraße wird etwa 8 Kilometer lang sein. In Zukunft ist geplant, die Straße von Hainbergshöhe bis War-Hainzel-Stein weiter auszubauen, und von da mit den nötigen Schleifen bis zum Brodhauden Sattel, also zur Einmündung in die Krummhübel-Brückenbergstraße, fortzuführen. Durch diese Abkürzungslinie — sie wird etwa 4 Kilometer Weges spüren — sollen die Straßen von Hirschberg über Warmbrunn und Seidorf einerseits und über Erdmannsdorf und Krummhübel andererseits entlastet werden.

Die jetzt fertiggestellte Strecke Seidorf-Hainbergshöhe beginnt in der Dorfstraße oberhalb der Albertschen Damastweberei und der Schmiede in ziemlich genau 400 Meter Seehöhe, und hat, da der Endpunkt 620 Meter hoch liegt, auf 1,75 Kilometer Luftlinie 220 Meter Steigung zu überwinden, das bedeutet etwa 1:8 Steigung. Um diese auf

das übliche Maß zu mindern, mußte die Vinte auf rund 4 Kilometer durch weit ausholende Schleifen gestreckt werden. Immerhin beträgt die Steigung an einzelnen Stellen 1:14, an einer sogar 1:11, aber meist konnte sie unter 1:20 herabgehen, in den Krümmen auf 1:50.

Im übrigen bot das Gelände für den Bau keine besonderen Schwierigkeiten, zumal der an der Oberfläche meist in Verwitterung begriffene Granit an Ort und Stelle reichlich vorhanden war, ebenso wie der zur Beschüttung nötige Kies. Nur an einem besonders steilen Abhange machte sich eine steinerne Stützmauer nötig.

Die Kosten des Baues waren auf 102 000 Mark veranschlagt worden, erhöhten sich aber infolge der allgemeinen Lohnsteigerung während des Krieges auf etwa 230 000 Mark. Die Arbeiten, im Juni 1914 begonnen, mußten bald aus Mangel an Kräften eingestellt werden, und konnten erst im Frühjahr 1917 wieder aufgenommen werden. Im Herbst 1917 war dann die Baufolge vollendet. Jetzt bleiben nur noch wenige Nebenarbeiten zu erledigen: das Ausheben der Seitenrampen, das Setzen der Kilometersteine, das Anpflanzen von Schatten- und fruchtbringenden Bäumen und dergleichen.

Um die neue Straße auch landschaftlich kennen zu lernen, benützten wir den ersten regenfreien Tag nach Siebenbrunn, den 16. Juli. Bis Nieder-Giersdorf brachte uns die „Elektrische“, und nun wanderten wir auf der alten, aber mit jungen Obstbäumen bepflanzten Rand-Chaussee, die von Hermisdorf nach Arnsdorf führte, nach dem 3 Kilometer entfernten Seidorf, das man zwischen den beiden Kirchen betritt. Nachdem wir etwa einen Kilometer in der gutgehaltenen Dorfstraße aufwärts gegangen waren, hörten wir schon das lustige Hämmern der Schmiede, und hier begann die neue Straße, die gerade dort, wo die letzte Abzweigung des Scheibenberges endet, sich mit einer rückwärts gewendeten Schleife nach links um diese Anhöhe herum-schlingt und so aufs freie Feld gelangt, während die Häuserreihe des Dorfes in der Schlucht des Baches scharfer ansteigend weiter zieht.

Wir befinden uns nun bald auf dem Steilrand eines Tales, das von der „Siedentisse“, einer Einsenkung zwischen Maßkerberg und Kräberberg herunterkommt, und in seinem tiefen Grunde eine idyllisch gelegene Mühle birgt. Von da wendet sich die Straße, immer steigend, wieder südwärts dem Dorfe zu, über das man, frei hinablickend, fortwährend eine herrliche Aussicht genießt, die ihren Glanzpunkt dort erreicht, wo die Dorfreihe unter uns sich in eine tiefe Schlucht mit ganz ungewöhnlicher Steigung einbettet. Hier oben steht in landschaftlich prachtvollster Lage ein Gehöft, aber das Wohnhaus ist aus „Alterschwäche“, wie der Besitzer auf unsere Frage selbst bekennet, zur einen Hälfte fast eingestürzt. Bald nachher vereinigt sich unsere neue Straße mit der Dorfstraße, und zieht mit ihr weiter bis zu Mairwalds „Gasthaus zum Riesengebirge“, wo die alte gerade auf Hainbergshöhe zustrebt, während die neue sich wieder scharf nach Osten wendet und bald den unteren Saum der Villensiedelung „Annahöhe“ berührt, die sie nun in S-förmigen Schleifen zweimal durchzieht, ohne jedoch die höchstgelegene Reihe der stattlichen Landhäuser anzuschließen. Nachdem wir den Bereich dieser schmucken Gartenkolonie verlassen haben, befinden wir uns nun auf der nördlichen Lehne des Scheibenberges und genießen mit Sonne eine Halbrundsicht über das ganze Hirschberger Tal vom Kynast bis zu den Falkenbergern, das Gegenstück zu der berühmten Aussicht von der Heinrichsburg auf dem Stangenberge, der uns gerade gegenüber am nördlichen Ende von Seidorf liegt. Während man dort drüben auf dem am weitesten vorgeschobenen Höhenpunkte steht, von dem aus unser Auge das nahe Hochgebirge mit all seinen Einzelheiten umfaßt, begrenzt hier das Voberklabachgebirge den Gesichtskreis, in welchem dicht unter uns die zu Seidorf gehörige Kolonie Rothengrund aus dem tiefen Waldtal herausragt.

Noch eine kleine Schleife, wo Männer und Frauen mit der Herstellung des Straßengrabens beschäftigt sind, und wir befinden uns am östlichen Eingang des vielbesuchten Gasthauses „Zur Hainbergshöhe“, dem vorläufigen Ende der Straße. Hier überschreiten wir jenen Bergrücken, der, gleichsam ein Seitenproß des großen Mittelrückens, vom Stirnberg bei der Brodbaude sich abzweigt und im

Scheibenberg gipfelnd bis Mittel-Giersdorf sich erstreckt. Vor uns liegt nun auf der bekannten Stufe der nördlichen Abzweigung des Kammes eine weite Talmulde, die alle Gewässer aus dem großen Halbrund der Baberhäuser sammelt, um sie zum sogenannten „Bächel“ zusammenzufassen und in Giersdorf, beim „Himmelreich“, dem Endpunkt der „Elektrischen“, mit dem Hainer Wasser zu vereinigen. Hier auf dieser Wiesen-Hochfläche hat einst ein ansehnliches Kirchdorf, Bronsdorf, gestanden, von dem nur noch einzelne Häusergruppen: Gutenbrunn, Hainbergshäuser, Raschenhäuser, Leiserhäuser, übrig geblieben sind, und hier gehen anmutige Waldwege nach allen Richtungen auseinander. Man kann sehr bequem zur Annatapelle und Brodbaude wandern oder zum Nag-Feinzel-Stein und zu den gastlichen Baberhäusern, man kann auch abwärts über die „Za-Eiche“, die freilich längst durch eine Eiche ersetzt ist, immerfort durch schattigen Forst nach Giersdorf hinabsteigen. Und jenseits dieser Talmulde erhebt sich das Hochgebirge in einem Zuge zum Mittagein und zur kleinen Sturinhaube, unsern schönsten Berggipfel, und unser Auge wandert mit Entzücken von der Koppe über die Frießholztragenden Lehnen gen Westen bis zu der blauen Pyramide des Hochsteins bei Schreiberhau.

Auch in der jetzigen trostlosen Zeit wimmelt das Hochgebirge von Spaziergängern, besonders weiblichen Geschlechts. Es ist, als wollten die Menschen in der ewig treuen Natur Ersatz suchen für die Unbilden, die uns das politische Leben gebracht hat und weiter bringen wird.

Zu dem Absturz in die Schneegruben wird uns noch berichtet: Zwei auswärtige Knaben, welche seit kurzem in der Sommerfrische in den Baberhäusern weilten, erbaten von ihren Angehörigen die Erlaubnis, Montag, den 28. Juli 1919 allein eine Wanderung nach den ihnen unbekannten Schneegruben unternehmen zu dürfen. Die beiden Knaben wollten in die Grube hinabklettern, an welcher Stelle, ist nicht mehr festzustellen. Als sie die Unausführbarkeit dieses Abstieges einsahen, versuchten sie, wieder hochzuklimmen. Hierbei lockerte sich ein Felsstück, wodurch der 16-jährige Chambalu über 100 Meter in die Tiefe abstürzte. Sein 18-jähriger Begleiter meldete den Absturz in der Baude, von wo aus alsbald die Rettung des verunglückten Knaben durch zwei Studenten und den Baudenwächter in die Wege geleitet wurde. Nach fast fünfständigem beschwerlichen Transport gelang es, den Schwerverletzten in die Baude zu schleppen, wo ein zufällig anwesender Arzt die erste Hilfe leistete. Der Knabe hatte eine Gehirnerschütterung, Beckenquetschung, einen Rippenbruch und arge Verletzungen im Gesicht davongetragen, auch war die linke Hand gebrochen. Am kommenden Morgen eilte sein Begleiter von der Baude zurück nach den Baberhäusern, um der Mutter des Verunglückten die Botschaft zu überbringen. Der Verletzte wurde am folgenden Tage nach dem St. Maria-Elisabeth-Stift in Schreiberhau überführt.

Die Edmund-Braune-Fest in Berlin. Von Edmund Braunes Fest bei seinem 70. Geburtstag können wir vorläufig nur erwähnen, daß es in der würdigsten Weise gefeiert worden ist. Blumen, Geschenke, Despatches und Karten von 140 Gratulanten erfreuten ihn und bewiesen, daß man den bewährten Vorsitzenden der großen Ortsgruppe Berlin, der 28 Jahre, zunächst mit unserem Geheimrat Jelle zusammen, dann allein diese geleitet und zum Blühen gebracht hat, den oft gerühmten Dichter, dessen „Rübezahls Huldigung“ uns unvergessen bleibt, den unermüdeten Wanderer im Riesengebirge und im Harz, den treuen Freund der Jugend, der er 2 Herbergen zugebracht hat, und lebenswürdigsten Menschen — selbst in dieser so schweren Zeit nicht vergessen hat. Das Erfreulichste aber bei dem Feste war — der Eindruck, den alle gewannen, daß der Gefeierte wieder gesund und jung geworden ist und nicht durch Schwäche gezwungen wird, sich auf den kostbaren Stuhl, den ihm seine dankbare Ortsgruppe geschenkt hat, zu stützen, wohl aber imstande ist, sich auch weiter noch seinem lieben R.-G.-B. in der alten Begeisterung zu widmen. Ja, es ist etwas um den R.-G.-B. — er hält seine Helden bis über die gewohnte Grenze des Lebens der Sterblichen fest.

Das Adolf-Zelder-Fest in den Hirschberger Abruzzen mit einem Gedicht von Ulrich Siegert. — Schon vor dem Kriege hatte die R.-G.-B.-Ortsgr. Hirschberg den Beschluß

gefaßt, ihrem alten 85jährigen Begewart Adolf Zelder durch eine Inschrift in einem Felsblock ein Denkmal für alle Zeiten zu setzen und zwar in dem schönen Abbild des großen Gebirges, welches sich von Hirschberg, Stonsdorf bis zum Scholzenberg in Herischdorf zieht und nach einem Einfall des Prorektor Thiel „Abruzzan“ genannt wird — ein Name, der sich zu erhalten wußte, dessen Ursprung aber außer mir wohl keiner der Lebenden mehr kennt. Hier unterhalb der Friedrichshöhe in einer kleinen Steinwüste mit Kandel und Wald, einem Ort, wie geschaffen zu einer stimmungsvollen Feier, wo Zelder nicht bloß als Begewart gewirkt, sondern auch aus dem eigenen Vermögen die Stätte gekauft hatte, damit sie nicht von einem eigennützigen Besitzer dem Genuße des R.-G.-B. entzogen würde — hier fand vor zahlreichen Wanderern die Weihung statt, die ich, als derjenige, der mit Zelder im Bunde neidlos und freundschaftlich alle die Anlagen, welche ringsum die Stadt einen unvergänglichen Kranz bilden, geschaffen oder sicherlich erst wieder zugänglich gemacht und durch Namensgebung und Rühmen eröffnet habe, mit tief empfundenen Worten einleitete, die Vortragskraft als Sprecherin des Gedichtes unseres Schriftführers sinnig fortsetzte, die Prof. Dr. Körber im Namen des Hauptvorstandes und Oberrealschullehrer Weisbrodt als Vertreter des M.-L.-B. dankbar beendigte. Gute Musik des Gymnasialchors unter Leitung seines Meisters, des Herrn Kremser, der besonders als Komponist des Hirschberg-Liedes sein Bestes gab, wirkte viel zur Erhebung der Gemüter, die durch Versenkung in das ganz dem öffentlichen Wohl gewidmete Leben des willensstarken Zelder zu eigner Erbauung in ihm ein deutsches Abbild der einst so gefeierten ideal gesinnten Athener erkannten.

Ich grüße Dich in Deinem Silberhaar
Zu dieses Tages froher Feierstunde
Und bringe Dir der Wünsche beste dar,
Dir, Vater Zelder, gern von Herzensgrunde.

Heut den' ich Dein, wie Du als Malermeister
Mit Farbtopf, Pinsel zogst durch Wald und Au,
An Baum und Felsen bunte Zeichen schufest
Als Begewart getreu dem R.-G.-B.

Des Waldes Sänger: Amseln, Finken, Meisen,
Wie hattest Du sie alle doch so lieb;
Für Obdach, Futter stets Du reichlich sorgtest,
Daß Kälte, Hunger ihnen ferne blieb.

Mit Hirschbergs Jugend Dich zu messen,
Früh, frei und fröhlich stets warst Du bereit;
Als wack'rer Jünger Jahns bleibst unvergessen
Dem M.-L.-B. Du sicher allezeit.

Und galt es Haus und Herd zu schützen vor der Flamme,
Nichts hielt Dich da zurück von Deinem Sitz.
Der Vater Zelder, — hört es, liebe Leute, —
War stets der erste bei der Spritze.

So war Dein Leben reich an Großem, Schönerm,
An Mühe, Arbeit, Freude, Lust und Leid.
Du sahst des Reiches Herrlichkeit erstehen,
Du siehst des Volkes schwerste Stunde heut.

Was Du dem R.-G.-B. einstmal's gegeben,
Es soll Dir fürder unvergessen sein;
Wir haltens iren und dankbar schreiben
Wir Deinen Namen lebend hier in Stein.

So grüß' ich Dich in Deinem Silberhaar
Zu dieses Tages froher Feierstunde
Und bringe Dir der Wünsche beste dar,
Dir, Vater Zelder, gern von Herzensgrunde.

Schlesischer Abend. Am Donnerstag, den 31. Juli, veranstaltete die Ortsgruppe Baberhäuser des Riesengebirgsvereins einen Schlesischen Abend. Der freundliche Saal des alten Baberfretschams vermochte kaum die Menge der Gäste zu fassen. Die trefflichen Darbietungen in schlesischer Mundart durch einheimische und auswärtige Kräfte fanden größten Beifall an der Stätte, wo einst unser schlesischer Dichter Max Heinzel so gern gewohnt hatte. Froher Wieder-

sang und Lautenklang vereinigte die Schar alter und neuer R.-G.-B.-Genossen von nah und fern bis kurz vor Sonnen-
aufgang.

Erüger, Kantor (Wingendorf b. Lauban): Auf dem Riesengebirgsstamm. 29. und 30. Juli. In der vergangenen Woche herrschte auf dem Stamme des Riesengebirges ein so starker Touristenverkehr, wie es kaum in den letzten Friedensjahren zu verzeichnen gewesen ist. Alle Bauden, die preussischen und böhmischen, waren jeden Abend voll besetzt, und wer nicht schon am zeitigen Nachmittage sich ein Quartier gesichert hatte, mußte mit einem Massenquartier oder auch mit den Bänken der Gaststube vorlieb nehmen. So hatte allein die Wiesenbaude am letzten Dienstag und Mittwoch jedesmal an 300 Nachgäste. Dort war auch bis zur Mitternachtsstunde bei Musik und Tanz ein buntes bewegtes Leben, und von einer Nachtpause war nicht viel zu spüren; denn schon zwischen 4 und 5 Uhr waren die ersten Touristen wieder auf den Beinen. Von den slowakischen Grenzsoldaten wurde der Uebertritt nach den böhmischen Bauden, auch nach der seitwärts gelegenen Elbfall- und Woffederbaude, der Richter- und Martinsbaude ohne weiteres allen Wanderern gestattet, ein Besuch von Spindelmühl und St. Peter wurde auch mit Inländer-Ausweis nicht genehmigt. In den böhmischen Bauden sind alle Fleisch- und Mehlspeisen allerdings zu sehr hohen Preisen zu haben. Für ein sättigendes Mittagmahl muß man eben 15–20 Mark anlegen.

Der Besuch des Museums wird von jetzt an so geregelt: Sonntags von 11–1 Uhr für Mitglieder frei, für Nichtmitglieder 10 Pf. Dienstag und Donnerstag von 10–12 Uhr für Mitglieder 25 Pf., für Nichtmitglieder 50 Pf.

Anträge auf Nachlieferung von früheren Wanderer-Nummern sind unter Angabe der laufenden Nummern an Herrn Prof. Dr. Nummler in Hirschberg zu richten.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlicher Schriftleiter: Geh. Studienrat Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg.

Für den nachfolgenden Anzeigenteil verantwortlich: Paul Benich in Hirschberg.

Anzeigenteil.

Anzeigen

für die nächste Ausgabe des Wanderer erbitten wir bis zum

15. September

**General-Anzeiger f. d. R.,
Hirschberg i. Schl.**

Radfahrer endlich erreicht!

Die beste und billigste Federbereifung ist mein Militärreifen bestehend aus einzelnen Federn. Keine Erschütterung und Beschädigung der Räder mehr. Preis per Garn. M. 36.—, ebenfalls Spiralfederreifen Portekt Preis per Paar M. 15.— Verpackung M. 1.— gegen Nachnahme. Mitteld. Federfabrik, Halle a. d. S. 76 b. Schloßbach 32. (8)

Die Verwaltung der Anschlagsäulen in Bad Flinsberg

geschieht durch

Arthur Dresler's Buchdruckerei
in Friedeberg (Queis)

Tarif gegen 10 Pfg. in Briefmarken.

Zum Verkauf biete ich an:

Wanderer i. Rsgb. 1907–09

à 3,00 M.

Gartenlaube 1900–18

à 8,00–10,00 M.

Fremdenbl. f. d. Osten d. Rsgb. 1906–09

à 1,00 M.

Antwort auf Anfragen nur gegen Rückporto.

Rektor **H. Pohl** in Landeshut i. Schl.